



Leseprobe

Almudena Grandes

Der Feind meines Vaters

Roman

Übersetzt aus dem Spanischen von Roberto de Hollanda

ISBN (Buch): 978-3-446-24125-1

ISBN (E-Book): 978-3-446-24268-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-24125-1>

sowie im Buchhandel.

**D**ie Leute sagen, in Andalusien sei es immer warm; in meinem Dorf aber froren wir uns im Winter zu Tode.

Vor dem Schnee kam der heimtückische Frost. Wenn die Tage noch lang waren, die Mittagssonne noch wärmte und wir nachmittags zum Spielen an den Fluss hinuntergingen, wurde die Luft mit einem Mal klar und schneidend. Und dann piff von den Bergen ein feiner, grausamer Wind, so hell wie Glas, der in den Straßen keinen Staub aufwirbelte. An der Schwelle zu einem Abend im Oktober, oder November, wenn wir Glück hatten, holte uns der Wind ein, noch ehe wir zu Hause waren, und wir wussten, dass die guten Zeiten vorbei waren. Es spielte keine Rolle, dass wir auf den alten bunten Plakaten, die Don Eusebio so gern in der Schule aufhängte, jeden Morgen lesen konnten, dass der Winter am 21. Dezember beginnt. Vielleicht in Madrid. In meinem Dorf begann der Winter, wenn es dem Wind passte, wenn er uns durch die kleinen Gassen verfolgte und unsere Gesichter mit seinen gläsernen Krallen zerkratzte, als hätte er noch eine alte Rechnung mit uns offen. Erst in den frühen Morgenstunden wäre sie beglichen, denn er blies ununterbrochen draußen vor den geschlossenen Türen und Fenstern, um dann in der Stunde, in der selbst die Schlaflosen Ruhe finden, plötzlich innezuhalten, als hätte er sich an der eigenen Wut den Magen verdorben. In dieser trügerischen, unheimlichen Stille senkte sich der erste Frost über uns, ungeachtet der Bücher und Kalender und obwohl es auf keinem Plakat geschrieben stand. Danach war alles Winter.

Das Eis überzog den Hof mit einer schmutzig weißlichen Schicht, die wie altes Verbandszeug auf den verkümmerten Baumstämmen am Brunnen lag. Im diesigen Morgenlicht verlieh es den Steinen, die sich scharf auf dem zu einer Gänsehaut erstarrten Boden abhoben, eine geheimnisvolle Aura. So auch meiner Nase, die noch vor mir erwachte wie ein eisiges, fast fremdes Anhängsel im Gesicht. Dann streckte ich die Hand unter der Decke hervor und berührte sie, als wäre ich verwundert, sie zwischen Augen und Mund wiederzufinden. Der Temperaturunterschied schmerzte in der Nase und den Fingerspitzen gleichermaßen. Deshalb zog ich mir die warme, weiche Decke über den Kopf und schief wieder ein. Der anschließende Traum war schöner als der zuvor, doch zu kurz, wie alles Gute im Leben. Ich teilte mir ein Zimmer mit meinen Schwestern, die Tür war hinter einem grünen Vorhang versteckt, und da ich den Fensterplatz hatte, weckte mich meine Mutter immer vor meinen Schwestern. Das Licht strömte herein, und im gleichen Augenblick hörte ich ihre Stimme, los, Nino, aufstehen, und spürte kurz darauf den leichten, raschen Kuss auf der Stirn, der unweigerlich den Morgen ankündigte.

Alle Tage begannen gleich: dieselben Schritte, dieselben Worte, das leise Geräusch, wenn sie die Fensterläden öffnete, und der ebenso zarte Kuss, die Haut meiner Mutter, die meine berührte, eine Zärtlichkeit, die aus der Eile geboren war und nichts mit den geräuschvollen, wiederholten Küssen gemein hatte, mit denen sie mir gute Nacht sagte, als wollte sie für immer eine Spur auf meinen Wangen hinterlassen. Die Tage begannen gleich, doch der erste Frost verwandelte alles, ohne es zu verändern. In den anderen Häusern des Dorfes betrachteten die Menschen mit gerunzelter Stirn die Berge, und auf vielen unterschiedlichen Gesichtern lag derselbe Ausdruck von Besorgnis. In meinem Haus, eigentlich kein richtiges Haus, sondern drei Zimmer im Wohnbereich der Kaserne der Guardia Civil von Fuentesa de Martos, benahmen wir uns besser als sonst, weil wir wussten, dass meine Mutter nicht zu Scherzen aufgelegt war, wenn der Winter begann.

»Warum musste ich ausgerechnet diesen Kerl heiraten, warum bloß, dabei hatte ich es in meinem Dorf so gut, verdammt ...«

Das stimmte, und es stimmte auch wieder nicht. Sie stammte von der Küste, aus einem Fischerdorf, so nah an Almería, dass es praktisch ein Vorort der Stadt war. Dort wurde es nie kalt. Das wusste ich, weil Anfang März ihre jüngere Schwester geheiratet und uns zur Hochzeit eingeladen hatte. Anfangs schenkte ich der Nachricht keine große Bedeutung, wir hatten ähnliche Angebote erhalten und nie wahrgenommen, doch dieses Mal war es anders. Erstens, weil Mutter beschloss, hinzufahren und nach zehn Jahren zum ersten Mal ihr Dorf zu besuchen. Und zweitens, weil sie uns mitnahm. 1947 war eine solche Reise für jede Familie der Sierra Sur ein besonderes Ereignis.

»Und Vater? Warum kommt er nicht mit?«, traute ich mich zu fragen, als wir bereits in dem Bus saßen, der uns von Fuensanta nach der größeren Ortschaft Martos bringen würde. Ich schaute aus dem Fenster, wo mein Vater auf dem Bürgersteig stand und uns zum Abschied winkte.

»Darum.«

»Warum nicht?«

»Er kann nicht kommen.«

»Weil er arbeiten muss?«

»Das weißt du doch.«

An diesem Morgen war mein Dorf unter einer zentimeterdicken Schneeschicht aufgewacht. In Martos war der Schnee nicht liegen geblieben, trotzdem war es sehr kalt. Das weiß ich, weil uns der Bus mit zwanzig Minuten Verspätung am Bahnhof absetzte und wir zum Zugrennen mussten. Trotz der Hast und des schweren Gepäcks, in dem sich die Geschenke für die Braut und ihre Familie befanden, wurde uns nicht warm; dabei waren wir schweißgebadet.

Mutter trieb uns wie Schafe durch die Gänge des Zuges, während sie mit einem mit der Maschine getippten Schreiben in der Hand nach den zwei Männern der Guardia Civil Ausschau hielt, die ihn begleiten würden. Es war das erste Mal, dass ich ohne meinen Vater

mit dem Zug fuhr; deshalb war ich plötzlich der einzige Mann in der Familie, und all das machte mir Angst, obwohl ich es zu verbergen versuchte. Mit ihm war es anders. Wenn er mit seiner Uniform, dem Dreispitz und seiner Dienstwaffe voranging, machten uns die Passagiere Platz, und die Schaffner fragten uns nicht nach den Fahrkarten, sondern forderten, falls nötig, die Fahrgäste zum Aufstehen auf, damit wir alle zusammensitzen konnten. Doch dieses Mal war mein Vater nicht dabei, und ich traute den beiden schreibmaschinengeschriebenen Blättern nicht, die er uns in einem Umschlag mitgegeben hatte, bevor er sich an der Bustür von uns verabschiedete. Trotzdem ging alles gut aus. Mutter kannte einen der Männer der Guardia Civil, die den Zug begleiteten, einen Gefreiten, der in Fuensanta stationiert gewesen war, bevor man ihn in die Kommandantur von Jaén versetzt hatte. Ohne sich das Schreiben durchzulesen, rief er den Schaffner, erklärte ihm, wir seien die Familie eines Kollegen, und brachte uns zu unseren Plätzen. Außerdem schenkte er mir eine Handvoll Pfefferminzbonbons, von den scharfen, die auf der Zunge und am Gaumen brennen.

»Gib deinen Schwestern auch welche ab«, sagte er lächelnd, aber Dulce spuckte ihres sofort wieder aus, und Pepa war bereits auf dem Arm meiner Mutter eingeschlafen, als ich ihr eins geben wollte, sodass ich sie am Ende allein aß.

Es war eine angenehme, ruhige Reise, ganz anders als die Rückfahrt, aber als der Zug anfuhr, zitterte ich immer noch vor Kälte. Eine Stunde später war der Himmel blau, die Sonne schien, und ich knöpfte mir unbewusst den Mantel auf. Kurz danach musste ich ihn ausziehen.

»Ich schwitze, Mutter«, sagte ich, während ich auch den Pullover auszog. »Der Kessel der Lokomotive, oder?«

»Nein«, lächelte sie, als wäre etwas Schweres von ihr abgefallen.

»Es ist aber heiß.«

»Und es wird noch heißer werden.«

Dann entdeckten wir Blumen, mitten im Winter, weite grüne

Felder, übersät mit roten, rosa, weißen und violetten Flecken, schöne große Blüten wie die in den Geschäften, aber hier wuchsen sie von allein gleich neben den Bahngleisen. Mutter zeigte mit dem Finger darauf und zählte uns ihre geheimnisvoll sonnigen Namen auf. Während ich zuhörte, Oleander, Hibiskus, Bougainvillea, dachte ich an den Klatschmohn, die Margeriten und diese anderen blauen Blumen, die so klein sind, dass sie nicht einmal einen Namen haben – die einzigen, die in unserem Dorf wuchsen, und auch nur im Frühling. In den Bahnhöfen waren die Menschen leicht bekleidet und liefen kurzärmelig oder mit offenen Jacken herum. Ich betrachtete sie, betrachtete diesen Garten Eden, diesen ewigen Sommer, und plötzlich wurde mir alles klar, die schlechte Laune meiner Mutter, die Flüche einer Abtrünnigen ohne Hoffnung und die bittere Verwunderung, mit der sie sich jedes Jahr, wenn der Frost kam und mit ihm die beschwerlichen Tage des Lebens, laut fragte, was sie bloß in Fuensanta de Martos verloren hätte. Doch die Dinge sind nicht immer so, wie sie scheinen, und auch das fand ich auf dieser Reise heraus.

Oleander, Hibiskus und Bougainvillea. Als ich sie drei Tage später so schön und unnütz neben den Bahngleisen wiedersah, die mich nach Jaén, Martos und zum Schnee in den Bergen zurückführen würden, hatte ich gelernt, dass man Namen nicht kauen und Blumen nicht essen kann. Ich hatte das Meer gesehen, aber auch wie die Wellen, eine nach der anderen, die Freude meiner Mutter hinweggespült hatten. Ich hatte entdeckt, dass sie nicht übertrieb, wenn sie sagte, ein Mann in ihrem Dorf müsse mit einer Tomate und ein paar Weintrauben am Tag auskommen und es gebe dort Arme, die noch viel ärmer waren als wir. Auf dem Bahnsteig wartete Vater in seinem dicken Mantel auf uns. Ich freute mich so, ihn zu sehen, dass ich das Fenster herunterschob, seinen Namen rief und heftig mit den Armen fuchtelte, ohne den Willkommensgruß der Kälte zu spüren, die in meine Nase und Ohren drang, um meine Rückkehr zu feiern. Mutter fragte nicht einmal, wieso er da sei, statt wie verabredet an der Bushaltestelle im Dorf zu warten. Er erklärte, er habe uns so vermisst, und sie um-

armte ihn, als wären sie verliebt, als hätten sie noch nicht geheiratet, als wären wir noch nicht geboren, stünden nicht vor ihnen, sähen sie an und hörten, wie Mutter sagte, nie wieder, niemals fahre ich dorthin zurück, Antonino, das kannst du mir glauben ...

»Und was ist mit dir, Nino?« Vater stellte meine Schwester Pepa auf den Boden, legte mir die Hände auf die Schultern und gab mir einen Kuss. »Hat dir das Meer gefallen?«

»Ja, sehr, Vater, es ist so groß ... riesig.«

Das antwortete ich, und er lächelte, als hätte er genau das erwartet. Da wusste ich, dass ich ihm sonst nichts sagen würde. Ich würde ihm nicht erzählen, dass meine Cousins mir die Schuhe gestohlen hatten, als ich sie auszog, um wie sie barfuß am Strand zu spielen, und ich sie nicht wiedergefunden hatte, bis Mutter davon erfuhr und, statt mich auszuschimpfen, wutentbrannt auf die Straße lief und sie mir wenig später zurückbrachte. In beiden Schuhen steckten noch die Socken, genauso wie ich sie neben einem Boot liegen gelassen hatte. Ich würde ihm nicht erzählen, dass Tante María die Eier, die ihre Hühner legten, verkaufte, weil sie zu viel Geld einbrachten, als dass man sie ihren Kindern hätte geben können, und auch nicht, dass Mutter uns heimlich Brot und Käse zugesteckt hatte, damit wir bei Großmutter nicht um einen Imbiss bettelten. Ich würde ihm nicht erzählen, dass mich am Tag der Hochzeit ein hagerer Mann, der wie alle Männer dort braungebrannt war, vor der Kirche fragte, ob ich der Sohn des Guardia-Civil-Beamten sei, und mir dann erklärte, er habe mich nur gefragt, weil er froh sei, nicht mein Vater zu sein. Dieser Mann, ein alter Verehrer meiner Mutter, hatte mich mit einem schiefen, angespannten Lächeln angesehen, das mir Angst einflößte, aber auch das erzählte ich niemandem.

Der Mann, der auf der Rückfahrt mit uns im Zug fuhr, war ebenfalls braungebrannt und hager, aber auch sehr schmutzig. Sein Hemd war auf einer Seite zerrissen, und an der Stirn klaffte eine alte Wunde mit einem Rinnsal aus verkrustetem Blut. Er stand da und sah zu Boden; gelegentlich warf er mit einem Ausdruck stummer Traurigkeit

einen Blick aus dem Fenster, verstohlen, als verabschiedete er sich von der Landschaft und wollte nicht, dass die anderen es bemerkten. Manchmal nahm er mit der linken Hand eine Zigarette aus der Hosentasche, steckte sie in den Mund und bat den Beamten der Guardia Civil, der neben Mutter saß, mit einer Kopfbewegung um Feuer. Wenn er an der Zigarette zog, sah ich, wie er am ganzen Leib zitterte, die Hand, der Arm, die Lippen. Während der ganzen Fahrt sagte er kein Wort. Und den anderen Guardia-Civil-Beamten, an dessen linke, unter dem olivgrünen Ärmel hervorragende Hand er mit seiner rechten gefesselt war, würdigte er keines Blickes.

Er war ein Häftling, oder vielleicht noch nicht, vielleicht hatten sie ihn gerade erst festgenommen und überstellten ihn jetzt ins Gefängnis. Das wusste ich, weil ich eine ähnliche Szene schon einmal erlebt hatte, als ich mit Vater nach Jaén fuhr; damals war der Häftling eine Frau gewesen, die nur dasaß, den Kopf in den Händen vergraben, und leise vor sich hin weinte. Deshalb hatte sie mich nicht so sehr beeindruckt wie dieser Mann. Und damals hatte auch niemand pinkeln müssen.

»Ich muss ganz dringend, Macario, ich halte es nicht länger aus.«

Der Beamte der Guardia Civil, an den der Mann mit Handschellen gefesselt war, unterbrach seinen Kollegen, der sich gerade mit meiner Mutter unterhielt, woraufhin dieser mit einer lustlosen Kopfbewegung, die ich nicht begriff, seinem Unmut Luft machte.

»Kannst du nicht noch ein bisschen anhalten, Mann?« Es klang fast wie eine Bitte. »Bis zum nächsten Bahnhof.«

»Unmöglich, Macario. Ich mache mir gleich in die Hose.«

»Verdammt nochmal. Wenn man auch ständig Wasser trinkt!«

»Was soll ich machen? Der Arzt will es so.« Er war ein junger, sympathischer Mann der Guardia Civil, und man sah seinem beklommenen Gesicht an, dass seine Not nicht gespielt war. »Ich muss wegen meiner Nierensteine so viel trinken.«

»Ach ja? Am liebsten würde ich dir einen davon an den Kopf werfen.« Macario dagegen war etwa so alt wie der Leutnant in Fuensanta,



kahl und dickbäuchig, dabei trug er nicht einmal die Abzeichen eines Gefreiten. »Dann sag mir, wie wir das anstellen sollen. Es sei denn, du nimmst ihn mit aufs ...«

»Was? Niemals. Das fehlte noch, dass ich dem Kerl meine Klöten zeige.«

Macario sah sich um, und sein Blick blieb an mir hängen.

»Ich kann dich nicht ablösen«, erklärte er seinem Kollegen. »Du kennst ja die Vorschriften, höchstens ... Wenn du wirklich nicht mehr anhalten kannst und es dem Jungen nichts ausmacht ...«

»Warum sollte es ihm etwas ausmachen?« Mutter sah mich lächelnd an, und ich verstand weder ihre Worte noch ihr Lächeln. »Nachdem Sie so freundlich zu uns waren. Na los, Nino, mach schon ...«

»Was denn?«, fragte ich, doch sie schubste mich vor, ohne ein Wort zu sagen, und ehe ich mich versah, hatte der ältere Guardia-Civil-Beamte seinem Kollegen die Handschellen abgenommen und mich an den Mann gefesselt, der so zitterte.

»Ich dürfte das eigentlich nicht, wissen Sie«, sagte Macario zu meiner Mutter, und ich begann so heftig zu schwitzen wie noch nie zuvor. »Aber, wenn der so dringend muss ...«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Sie brauchen uns nichts zu erklären.« Mutter lächelte immer noch, und ich schwitzte, ich hörte den Gefangenen atmen und schwitzte, ich spürte die Berührung seiner Hand, seines Hemdsärmels und schwitzte. Ich hatte das Gefühl, seinen Herzschlag hören zu können, und schwitzte, als würde ich von innen her austrocknen. »Mein Sohn ist in einer Kaserne aufgewachsen und hat nie etwas anderes gekannt.«

»Das sieht man, ja wirklich, er ist so gut erzogen und gehorsam ... das härtet einen ab, was?« Erst jetzt sprach Macario mich an. »Du willst doch später bestimmt mal zur Guardia Civil wie dein Vater, nicht wahr?«

Wenn ich groß bin, gehe ich zur Guardia Civil, sagte Paquito immer, Romeros Sohn. Stell dir nur vor, alles ist umsonst, du brauchst

im Zug nicht zu bezahlen, du kannst ins Kino, ohne eine Eintrittskarte zu kaufen, ja sogar ins Fußballstadion. Was meinst du? Und beim Stierkampf sitzt du wie die hohen Tiere auf der Tribüne, ohne einen Céntimo zu zahlen ... Ich jedenfalls werde zur Guardia Civil gehen, und er nickte so selbstsicher, als trüge er den Dreispitz bereits auf dem Kopf. Dann kann ich meiner Frau hin und wieder Kartoffeln bringen oder ein paar Melonen, die die Nachbarn vor der Tür der Kaserne stellen, damit sie sich genauso freut wie meine Mutter. Und auf der Kirmes muss ich kein Geld ausgeben, weil meine Kinder überall umsonst fahren und ich zum Essen und Trinken eingeladen werde. So lässt sich eine Menge sparen, sagt mein Vater immer ...

»Ich weiß noch nicht, was ich später werden will«, erwiderte ich Macario an diesem Tag und merkte, dass etwas an der Art, wie ich es sagte, vielleicht der Tonfall oder die Lautstärke, sehr leise, fast ein Murmeln, den Mann links von mir dazu bewegte, mich anzusehen. Ich wandte den Kopf und blickte ihn an. Er war genauso jung wie der Guardia-Civil-Beamte, der zur Toilette gegangen war, mit dunklen Augen, Adlernase, schmalen, angespannten Lippen, und am Finger der Hand, mit der er an meine gefesselt war, trug er einen Ehering, der funkelte wie neu.

»Na, du kommst zur Guardia Civil, Mensch!« Macario lachte, sein Gefangener schloss die Augen, blickte dann erneut verstohlen aus dem Fenster, und ich betrachtete das Profil seines Kopfes. Sein Haar war schlammverschmutzt und klebte an seinem Nacken; der Kragen des weißen Hemdes war speckig und grau. »Nirgendwo wirst du es besser haben.«

Sein Kollege kehrte von der Toilette zurück; einen Augenblick später saß ich wieder zwischen meinen Schwestern, und der Gefangene war erneut an den Mann der Guardia Civil gefesselt, als wäre nichts. Natürlich war etwas geschehen, aber das war jetzt nicht mehr wichtig, denn wir waren in Jaén, wieder zu Hause, und deshalb erzählte ich auch das meinem Vater nicht.

In Almeria hatte ich herausgefunden, dass die Dinge nicht immer

so sind, wie sie scheinen, und in den ersten Ausläufern der Sierra, als die Landschaft allmählich anstieg und ein Olivenbaum nach dem anderen sich der Übermacht der Berge im Hintergrund beugte, fiel es mir wieder ein. Der Linienbus fuhr stetig bergauf. Ich blickte aus dem Fenster und erinnerte mich an die überwältigende Schönheit der Blumen am Rand einer flachen Steinwüste, wo sonst nichts gedieh, und war froh, so weit weg vom Meer auf die Welt gekommen zu sein. Von der Straße aus schien das Gebirge nur aus Stein und Sträuchern zu bestehen, eine felsige Einöde unter einem unbarmherzigen Himmel, doch wir, die hier geboren waren, kannten sie gut und wussten, welchen Reichtum sie für die Fündigen barg.

In den Bergen wächst kein Oleander, kein tropischer Hibiskus und auch keine Bougainvillea mit roten, rosa oder violetten Blüten, dafür gibt es hier Rebhühner, Kaninchen, Hasen, Wachteln und Enten, die auf den Seen schwimmen. In den Bächen, die von den Gipfeln herabstürzen, als sei der Schnee hinter ihnen her, leben Forellen, die im kalten Süßwasser fett werden, und an den tiefen Stellen, wo die Strömung nachlässt, tummeln sich gelegentlich ganze Kolonien von Krebsen. An den Ufern gedeihen Schnecken in den Kräutern, mit denen man Krankheiten heilt; am Ende des Frühlings sprießt überall wilder Spargel, und im Sommer gibt es Brombeeren, ehe im Herbst wieder Pilze aus dem Boden schießen. Der Winter ist schlimm, aber im Winter kommen die Wildschweine auf der Flucht vor dem Frost aus den Bergen herab, die Hirsche verlieren die Orientierung, entfernen sich von der Herde, und wenn die Jäger Glück haben, laufen sie ihnen vor die Flinte. In den Bergen gibt es Höhlen, in denen man Zuflucht vor der Kälte findet, schattige Haine, die Schutz vor der Hitze bieten, Bienenstöcke voller Honig in den Astlöchern der Bäume und Wasser so viel man will zum Trinken, Waschen und sogar zum Baden. Es gibt so vieles da oben, man muss nur wissen, wo. Uns allen war klar, dass die Berge in der Umgebung unseres Dorfes voller Menschen waren, auch wenn aus dem einen oder anderen Grund das niemand laut sagte.

Fuensanta de Martos war viel kleiner als das Dorf meiner Mutter, trotzdem gab es dort nur einen Gefreiten und zwei einfache Guardia-Civil-Beamte, die besser lebten als wir, weil sie mehr Platz hatten. Unsere Kaserne war nicht viel größer als ihre, aber das Oberkommando hatte immer neue Wände ziehen lassen, sodass der Wohnraum zunehmend kleiner geworden war, ebenso das Wachbüro, die Zellen der Gefangenen und der Fahrensaal. So hatte man für acht Familien Platz geschafft sowie für fünf einfache Beamte der Guardia Civil, einen Gefreiten, einen Feldwebel und einen Leutnant. Diesem unterstanden alle, auch die Guardia-Civil-Beamten in Los Villares und Valdepeñas de Jaén, denn mein Dorf war zwar nicht das größte und auch nicht das wichtigste in der Sierra, aber es lag genau im Zentrum des Landkreises.

Auf dem Papier war Don Salvador eine Persönlichkeit, eine der höchsten Obrigkeiten des Militärs in der Sierra Sur, aber in Fuensanta nahm niemand ihn wirklich ernst. Seine Frau spielte sich gern auf und nutzte jede Gelegenheit, um klarzustellen, dass ihr Mann kein Beamter der Guardia Civil war, sondern Leutnant im Heer, und dass man ihn nur hierher versetzt hatte, um Ordnung zu schaffen. »Sobald er mit den Straßenräubern fertig ist, kehren wir nach Málaga zurück, in unsere Villa mit Garten und Blick aufs Meer.« Niemand wagte, ihr ins Gesicht zu lachen, aber ihr Größenwahn hinderte Cuelloduro auch nicht daran, ihrem Mann den Spitznamen Michelin-Männchen zu verpassen, weil er so klein und rund war wie das Maskottchen des Reifenherstellers. All das wusste ich bereits, doch dass in meinem Dorf auf zweihundert Einwohner ein Guardia-Civil-Beamter kam, wurde mir erst bewusst, als ich das Dorf meiner Mutter besuchte, und nicht einmal das konnte meine Freude darüber trüben, wieder zu Hause zu sein.

Als ich aus dem Bus stieg, war ich hungrig und müde von der langen Fahrt, trotzdem fiel mir sofort der schmutzige Schnee auf. Von der vollkommenen, blendend weißen Weite, die mich nur wenige Tage zuvor verabschiedet hatte, waren nur einige dunkle Flecken im Schatten der nördlichen Mauern übrig geblieben, wo die Sonne nie

hinkam, und auch sie würden sich bald in Matsch verwandeln. Es sollte noch einige Male schneien, aber die Kälte nahm schon stetig ab. Mit einer Milde, die sie uns bei ihrer Rückkehr nicht zugestehen würde, wich sie einem langen, heißen und trockenen Sommer. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, so wie an alle Ereignisse des Jahres 1947. Es markierte den Beginn einer Epoche, die für lange Zeit die wichtigste meines Lebens sein sollte.